

## Walmdach und Tempel.

Von

**Alfred Mallwitz.**

In den Theorien über Entstehung und Entwicklung des dorischen Tempels spielt das Walmdach eine besondere, wenn auch nicht eben deutliche Rolle. Der Gedanke, es müsse auf den Aufbau des Tempels eingewirkt haben, wurde recht eigentlich durch das Horizontalgeison an der Front des Peripteraltempels hervorgerufen, das dem Traufgeison in Ausladung, Neigung der Unterseite und Nagelplatten völlig gleicht. Erst diese Übereinstimmung beider Geisa ergibt für die Bauforschung einen schwer entschlüsselbaren Widerspruch zwischen der formalen Bedeutung, die dem Mutulengeison innerhalb der architektonischen Sprache des dorischen Stiles zukommt und seiner Herkunft aus einer in Holz gebildeten Konstruktion.

Formal gesehen, schließt mit dem umlaufenden Geison die Tempelarchitektur nach oben hin ab. In ihm kommt der vertikale Zug, der in den Säulen stark und ungebrochen anhebt und der sich – wenn auch durch das horizontale Band des Architraves geschwächt – nochmals im Triglyphon fortsetzt, endgültig zur Ruhe. Doch ist es nicht allein die hier bemerkbare Ausgewogenheit der Vertikalen und Horizontalen, sondern fast mehr noch das von den Säulen über die Triglyphen zu den Nagelplatten des Geisons hin immer dichter werdende rhythmische Geflecht, das dem Mutulengeison innerhalb des Aufbaues eines Tempels eine wichtige, ja unentbehrliche Stellung zuweist.

In der Tat darf die Zusammengehörigkeit der drei bestimmenden Glieder des dorischen Tempels: Säule, Triglyphon und Mutulengeison in formaler Hinsicht gesetzmäßig genannt werden, denn ohne Säulen ist kein Triglyphon (1) und ohne dieses kein Mutulengeison (2) möglich. Die erste Regel gilt fast ohne Ausnahme für alle Ringhallentempel<sup>1)</sup>, und sie behält ihre Gültigkeit auch für andere Bauten, an denen das Triglyphon nur dann erscheinen kann, wenn – wie beim Antentempel – wenigstens auf einer Seite Säulen stehen. Nur in diesem Fall ist die Freiheit gegeben, das Triglyphon auf die Front zu beschränken (Schatzhaus von Megara) oder aber es um die säulenlosen Seiten des Baues herumzuführen (Schatzhaus der Athener in Delphi). Fehlen Säulen wie

---

<sup>1)</sup> Hierzu scheint der leider immer noch unzulänglich veröffentlichte Tempel von Kardaki auf Kerkyra zu gehören; siehe F. P. Johnson, *Am. Journal of Arch.* 40, 1936, 46 ff.



am Demetertempel von Gaggera, so fehlt auch folgerichtig am Bau das Triglyphon<sup>2)</sup>.

Für die zweite Regel, die, wie wir sehen werden, eher Ausnahmen zuläßt, ist das Schatzhaus von Megara insofern ein wichtiges Beispiel, als an ihm die rein formale Abhängigkeit des Mutulengeisons vom Triglyphon besonders augenfällig wird. Bleibt es doch ebenso wie jenes auf die Front beschränkt, an einer Stelle also, die für dieses Geison seiner konstruktiven Herkunft nach unsinnig ist (siehe unten), während es an den triglyphenlosen Langseiten, wo es wiederum konstruktiv gesehen sinnvoll hingehörte, in durchaus formaler Folgerichtigkeit ersetzt wird durch das schmucklose, mit einer Wassernase ausgestattete Geison, das auch sonst charakteristisch für Bauten ohne Triglyphon ist<sup>3)</sup>.

Eine Ausnahme von dieser Regel ist das Quellhaus vom Ölbaumgiebel, das zwar ein umlaufendes Geison mit Nagelplatten aber kein Triglyphon hat<sup>4)</sup>. Freilich handelt es sich um die Architektur eines Bildhauers, die überwiegend kompositionellen Grundsätzen sich unterwerfen mußte, weshalb ihre Aussage trotz getreuer Wiedergabe baulicher Einzelheiten sehr beschränkt bleibt<sup>5)</sup>. Die auffallende waagerechte Linie des Geisons durch Nagelplatten aufzulockern, könnte auch dem Einfall des Künstlers zuzuschreiben sein. Schwerer wiegt dagegen die Ausgestaltung altachaischer Tempel in Unteritalien<sup>6)</sup>. Hier wählte man auf der Traufseite eine andere Geisonform und verzichtete an der Front auf ein Horizontalgeison überhaupt, obwohl die Tempel mit Cella, Ringhalle, Säulen und Triglyphen dem Kanon, wenn auch nur im weiteren Sinne, entsprechen. Diese Variante wird uns noch beschäftigen.

In diesem Zusammenhang ließe sich der Tempel A vom Laphrion in Kalydon anführen<sup>7)</sup>, dem außer der Metopengruppe 1 Geisonplatten zugerechnet werden, die auf der Unterseite kassettenförmig vertieft sind<sup>8)</sup>. Jedoch halte ich bisher nur die Zuweisung der Geisa für wahrscheinlich, die der Tonmetopen für zu wenig gesichert<sup>9)</sup>, als daß der Tempel eindeutig eine Variante in unserem Sinne ist (s. S. 138 f.).

2) Den genetischen Zusammenhang zwischen Triglyphon und Säulenbau hebt H. Kähler, *Das griechische Metopenbild* (München 1949) 23 hervor. Im übrigen beschränkt sich diese strenge Bindung beider Elemente im wesentlichen auf die archaische und klassische Zeit. Schon im 4. Jahrhundert beginnt sie sich zu lockern. Das Arsenal des Philon besaß einen Triglyphenfries, der offenbar an Säulen nicht mehr gebunden war (W. Dörpfeld, *Athen*. Mitt. 8, 1883, 152 Taf. 8).

3) Als Beispiel ließe sich hierfür nicht nur der Typus anführen, der durch das Schatzhaus von Gela und durch den Demetertempel von Gaggera belegt ist, sondern auch der ionische Tempel, dessen Geisa kaum zufällig denen der triglyphenlosen Bauten im dorischen Bereich gleichen.

4) R. Heberdey, *Altattische Porosskulptur* (Wien 1919) 22 f. Abb. 13 Taf. 2.

5) Besonders die Mutuli und die Dachdeckung sind im Vergleich zur Höhe und Länge des Baues zu groß ausgefallen.

6) R. Koldewey u. O. Puchstein, *Die griechischen Tempel in Unteritalien und Sizilien* (Berlin 1899) 11 haben diesen Begriff für die Tempel von Paestum und Metapont geprägt.

7) E. Dyggve, *Das Laphrion* (Kopenhagen 1948) 214 ff.

8) E. Dyggve a. a. O. für die Metopen siehe 219 und 236 ff.; für die Geisonplatten 110 ff. Taf. 12; 114 Abb. 132 u. 216.

9) Hier fehlt vor allem noch die eingehende Bearbeitung von archäologischer Seite. Die



Trotz dieser Ausnahmen aber besteht im Grunde kein Zweifel darüber, daß das Mutulengeison zum Aufbau eines dorischen Tempels ebenso gehört wie Säulen und Triglyphen. Erst durch die Frage nach seiner Herkunft wird es als Horizontalgeison an der Front zu einem Problem. Seit langem ist man sich darin einig – und dank der Untersuchung Armin von Gerkans über die Herkunft des dorischen Gebälkes<sup>10)</sup> ist auch kaum ein Zweifel mehr möglich –, daß die Form dieses Geisons ein über das Triglyphon hinausragendes Gespärre eines Pfettendaches widerspiegelt, das eng mit dem übrigen, ursprünglich aus Holz konstruierten Aufbau zusammenhängt. Damit aber kann nur seine Lage an den Langseiten auch von der Konstruktion her begründet werden, nicht aber an der Front, wo ohne Ausnahme an den bekannten Peripteraltempeln über dem Geison sich ein Giebel erhebt, der hier bei einem noch konstruktiv gebundenen Holzbau das Mutulengeison ausschließt.

Will man daher den Tempel entwicklungsgeschichtlich und nicht ästhetisch verstehen, so erzwingt dieser soeben genannte Widerspruch zwischen formaler Bindung und der allein von der Dachkonstruktion her begründbaren Gestalt des Geisons einen gedanklichen Eingriff am Aufbau des kanonischen Tempels, der entweder das Geison oder aber das Dach betreffen muß. Hält man an dem vom steinernen Tempel her bekannten Satteldach und an seinen Giebeln fest, so konnte es an den 'frühkanonischen Tempeln'<sup>11)</sup>, an ihren noch ganz aus Holz bestehenden Gebälken kein horizontales Geison, jedenfalls keines in der uns bekannten Form, gegeben haben; sieht man jedoch in dem umlaufenden Gesimsbord ein Urelement dorischer Architektur<sup>12)</sup>, so ist zu folgern, daß der Tempel ursprünglich kein Giebeldach besaß.

Von jeher ist für den Betrachter das um den Bau einheitlich herumgeführte Mutulengeison derart überzeugend und so wenig wegdenkbar gewesen, daß der Gedanke, es könne an der Front früher Tempel gefehlt haben, kaum jemals erörtert worden ist<sup>13)</sup>. Statt dessen hat man lieber angenommen, es sei das Rudiment einer früheren Dachform. Entweder glaubte man, daß aus einem flachen Erddach sich allmählich über das Walmdach das uns vertraute Dach

---

nur unwesentlich – und auch nur in den Maßen, nicht im Muster – von einander abweichende Randzeichnung der Fragmente (E. Dygge a. a. O. 149 Abb. 161) reicht m. E. für eine gesicherte Aufteilung in verschiedene Metopengruppen nicht aus.

<sup>10)</sup> Jahrb. d. Inst. 63, 1948/49, 1 ff., besonders 10 Abb. 7. Dankbar möchte ich hier hervorheben, daß auf diesem klärenden Aufsatz mein Beitrag fußt, ja daß er mich wesentlich zu den hier vorgetragenen Gedanken angeregt hat. So fühle ich mich doppelt veranlaßt, gerade diesen, meinen ersten Versuch, auf theoretischem Wege dem Problem des dorischen Tempels näher zu kommen, unserem verehrten Jubilar zu widmen, wenn auch die hier vorgetragene Auffassung von der Entwicklung des frühen Tempels abweicht von der seinigen, wie sie im oben zitierten Aufsatz angedeutet ist.

<sup>11)</sup> Mit diesem Begriff sind Peripteraltempel des 7. Jahrhunderts bezeichnet, Bauten also, die wie das Heraion in Olympia und der Apollontempel von Thermos noch hölzerne Gebälke besaßen. Die geringe Variationsmöglichkeit der Formen am steinernen Tempel ist nur zu verstehen, wenn die dorische Architektur an den frühen Tempeln bereits kanonisch, für die Folgezeit verbindlich festgelegt war.

<sup>12)</sup> So F. Krauß, Paestum (Berlin 1941) 15: 'Das schräge Dach mit den Giebeln dürfte daher die Zutat einer reiferen Bauperiode über einem ursprünglich flachen Dache sein.'

<sup>13)</sup> Ich kenne nur dahingehende Äußerungen von R. Koldewey u. O. Puchstein (Anm. 6) a. a. O. 221 und von E. Fiechter, Aigina 61, auf die wir noch zurückkommen.



mit seinen Giebeln entwickelt habe, oder aber, wenn schon die Existenz des Flachdaches bestritten und grundsätzlich am Satteldach festgehalten wurde, so hielt man doch eine Einwirkung des Walmdaches auf die Tempelarchitektur<sup>14)</sup> oder einen genetischen Einfluß auf die Tympanonbasis<sup>15)</sup> für möglich.

So berühren sich zwar die extremsten Richtungen in der Bauforschung wenigstens in dem einen Gedanken, dieses Dach hätte einen wichtigen Anteil am Aufbau des dorischen Tempels gehabt, doch fehlt es, abgesehen von bestimmten Dachterrakotten (s. S. 135), an dem Versuch, diese Behauptung durch archäologisches Material zu unterbauen. Für uns ergibt sich daraus als erstes die Aufgabe, die Bedeutung des Walmdaches in der antiken Architektur möglichst klar zu erfassen, ehe wir zu der Frage nach der Herkunft des Horizontalgeisons zurückkehren.

Gehen wir zunächst von Bauten seit dem 6. Jahrhundert aus, deren Dachausbildung großenteils gesichert ist. Schon die erste allgemeine Umschau lehrt, daß Bautypen, die kein Walmdach gehabt haben, leichter herauszufinden sind als solche, denen es unbedingt zugesprochen werden muß. Zu der ersten Gruppe gehören nicht nur alle Peripteraltempel ionischen oder dorischen Stils, Antentempel, wie die Schatzhäuser von Olympia und Delphi und die säulenlosen Megaronbauten, sondern auch die Propyla, gleichgültig, ob sie freistehende Baukörper sind, wie das Gymnasion- und das Pelopiontor in Olympia oder ob sie sich gleich der Nordhalle des Erechtheions oder dem Portikus des Schatzhauses von Gela an einen Bau anlehnen.

Es fragt sich schon hier, weshalb an keinem dieser Bauten das Walmdach vorkommt. Sind es nur technische Gründe – die, wie noch zu zeigen ist, tatsächlich eine Rolle spielen – oder hängen Grundriß- und Dachform ursächlich zusammen? Mit Ausnahme der Vorhallen, die erst später für uns wichtig werden, handelt es sich in den angeführten Fällen um oblonge Baukörper, deren Zugänge stets an einer Schmalseite liegen. Ihre Grundrißdisposition ist die auf einer Längsachse aufgefädelt Raumreihe, der ein klarer räumlicher Ablauf mit seinem Anfang und Ende innewohnt. Sollte diese Organisation des Baues auch nach außen hin sinnfällig werden, so war dies wohl nur mit Hilfe eines Giebeldaches zu lösen<sup>16)</sup>. Mit ihm werden sichtlich Langseiten und Fronten unterschieden, und der Giebel fordert bereits von außen zu der im Grundriß liegenden Bewegungsrichtung auf. Anders ausgedrückt: die Längsachse des Baues fällt mit der Bewegungsrichtung zusammen.

Doch ist auch sonst für Gebäude, die nicht mehr im gleich strengen Maße unter die eben genannte Gruppe fallen, und denen wir von unserem Standpunkt aus ein Walmdach zuerkennen würden, die Giebellösung offenbar vorgezogen worden. Ich denke vor allem an die großen Hallen, deren Dachausbildung zwar nicht immer bekannt ist, von denen es aber genügend charakte-

<sup>14)</sup> C. Weickert, Typen der archaischen Architektur in Griechenland und Kleinasien (Augsburg 1929) 89.

<sup>15)</sup> E. Dyggve a. a. O. 323.

<sup>16)</sup> Daß es ähnlich langgestreckte Bauten mit flachem Dach gegeben hat, wird hier nicht in Frage gestellt. Die Erörterung über das Flachdach muß leider aus mancherlei Gründen unterbleiben.



ristische Beispiele gibt, die besagen, daß Giebel für sie nicht ungewöhnlich waren. Allerdings ist bei Markthallen die Verwandtschaft zu der oben genannten Gruppe größer als es den Anschein hat, insofern nämlich, als der Besucher aufgefordert ist, parallel zur Längsachse des Baues zu wandeln und, wie bei der Südhalle von Korinth und der Attalosstoa von Athen, an der Reihe der Kaufläden vorbeizugehen. Für beide Hallen ist die Giebellösung gesichert.

Aber selbst dort, wo das Kriterium vom Zusammenfall der Längsachse des Gebäudes mit der Bewegungsrichtung entweder nicht eindeutig ist, wie am Südostbau von Olympia oder aber überhaupt in Wegfall gerät, wie es sich neuerdings am Leonidaion hat nachweisen lassen, scheint die Giebellösung die bevorzugte zu sein. Hier bleibt als Kriterium nur noch der sehr langgestreckte Baukörper. Am Leonidaion ist bekanntlich die Westseite um eine Umgangsbreite tiefer als die übrigen Trakte und die Umfassungsmauern der dort befindlichen Räume sind stärker als die anderen. Dieser Raumtrakt, der sich auch durch größere, saalartige Räume von den übrigen unterscheidet, ragte über das um den ganzen Bau gleichmäßig ausgebildete Dach heraus. An seinen Schmalseiten im Norden und Süden war er ebenfalls mit Giebeln ausgestattet, die mit derjenigen Sima geschmückt waren, welche die alte Grabung vermutungsweise dem Metroon zugewiesen hatte<sup>17)</sup>. Hier, wo die Räume von Osten her zu betreten waren, die Längsachse aber nordsüdlich lief, fällt sie mit der Bewegungsrichtung nicht zusammen.

So unvollständig die hier gegebene Übersicht auch ist, sie besagt doch, daß der Giebel für Gebäude bestimmt war, deren Längsachse mit der Bewegungsrichtung zusammenfällt und daß er wohl auch dort zumeist verwandt wurde, wo die Länge des Baues seine Breite um ein vielfaches übertrifft. Hinzufügen läßt sich, daß die Giebellösung, wenn auch nur in Ausnahmefällen, für Bauwerke gewählt wurde, deren Grundriß sich, wie beim Hauptbau des Geloer Schatzhauses, dem Quadrat stark nähert<sup>18)</sup>.

Sehr viel spärlicher sind Walmdachlösungen bekannt. Ein augenfälliges Beispiel ist hierfür das schon genannte Quellhaus vom Ölbaumgiebel, dessen Aussage allerdings wieder eingeschränkt ist, weil es keinen Grundriß hat und weil seine Form sich der Gesamtposition ebenso wie dem Giebelfelde fügen mußte. Dennoch ist gerade der asymmetrisch angelegte Eingang charakteristisch für ein Walmdachhaus. Ganz ähnliche Anordnungen finden sich im heutigen Griechenland und Balkan, wo das Einzelhaus mit seinem fast quadratischen Grundriß in der Regel mit einem Walmdach überdeckt wird und sein Eingang überwiegend an der breiteren Seite liegt. Auch hier macht sich ein architektonisches Grundgesetz bemerkbar. Im Vergleich zu den oben besprochenen Giebelhäusern sind die Bauten richtungsunbetont, denn hier liegt nicht eine Raumreihe, sondern eine Anhäufung von Räumen unter einem Dach vor, die meistens über einen Korridor erreichbar sind. Da die Lage des Eingangs allein von der Größe der Räume abhängt, ist sie nicht an die Mitte der Breitwand, also an keine Bauachse wie beim Giebelhaus, gebunden.

<sup>17)</sup> Hierüber wird in Kürze eine nähere Begründung in meiner Arbeit über die Werkstatt des Phidias gegeben werden.

<sup>18)</sup> H. Schleif in: *Olymp. Forsch.* 1 (Berlin 1944) 85 Abb. 22 Taf. 39.



Mit Walmdächern wurden in der Antike Hofanlagen ausgestattet, wenn das einfachere Pultdach nicht genügte. Dieser häufige Gebäudetyp ist dem oben genannten verwandt. Die Räume gruppieren sich um einen Hof, von dem aus sie unmittelbar zugänglich waren. Auch hier bleibt die Anordnung richtungsunbetont. Das Leonidaion und der bescheidenere 'Theokoleon' in Olympia sind mit allseitig abgewalmten Dächern bedeckt gewesen.

Ein anderes charakteristisches Beispiel ist das 'Heroon' im gleichen Heiligtum, in dessen Nähe sich Ziegel eines Zeltdaches fanden<sup>19)</sup>. Hier zwingt uns – auch ohne den Hinweis durch die Ziegel – der Grund- und Aufriß dazu, ein Walm- oder, was das gleiche ist, ein Zeltdach anzunehmen. Zwei Räume sind nebeneinander angeordnet, die über eine Vorhalle im Westen erreichbar waren. Eine klare, durch die Raumanordnung sich ergebende Bewegungsrichtung ist nicht erkennbar. In der Gedrungenheit des Grundrisses ähnelt dieser Bau dem Geloer Schatzhaus. Wenn aber für dieses ein Giebeldach, hier ein allseitig abgewalmtes Dach gewählt wurde, so hat dies außer einem noch zu erwähnenden technischen, so auch einen formalen Grund. Im Gegensatz zu dem Schatzhaus ist das 15,23 m breite und 17,75 m lange Heroon ein sehr niedriger Bau gewesen. Es kann, nach seinen im unteren Durchmesser nicht einmal 0,60 m dicken Säulen zu urteilen, kaum 4 m Traufhöhe erreicht haben. Ein Giebel auf der Breit- oder auf der Langseite wäre in Bezug auf die Bauhöhe allzu mächtig ausgefallen (Firsthöhe über Horizontalgeison etwa 2,30–2,50 m), weshalb für diesen Bau das Walmdach aus formalen Gründen zwingend wird.

Für die Pinakothek und für den Südflügel der Propyläen der Akropolis ist das Walmdach gesichert<sup>20)</sup>. Da es keine selbständigen Baukörper sind, liegt hier ein besonderer, keineswegs für diese Dachform typischer Fall vor, denn sie hatten sich als Teile eines größeren, überdies komplizierten Baues der Gesamtkomposition unterzuordnen. Eine Giebellösung, wie sie R. Bohn irrtümlich annahm<sup>21)</sup>, mußte konstruktiv zu Schwierigkeiten führen, da bei beiden Anbauten eine ihrer Längswände zugleich die der angrenzenden aber höher gelegenen Hallen war. Unabhängig davon wäre auch sonst diese Lösung wenig glücklich, weil die Westfassade des eigentlichen Propylons die Fronten der Flügelbauten überschneidet, wodurch die Wirkung ihrer Giebel beeinträchtigt worden wäre. So aber ließen sie mit dem schlichten und unauffälligen Walmdach den Haupteingang mit seinem Giebel noch betonter hervortreten.

Die hier angeführten Beispiele lehren, daß das Walmdach, abgesehen von unselbständigen Baukörpern, gleichfalls wesentlich von der Grundrißlösung abhängt. Diese unterscheidet sich von der der Giebelbauten dadurch, daß die charakteristische Bewegungsrichtung fehlt und daß an Stelle eines oblongen Baukörpers in der Regel ein gedrungener tritt. Weshalb aber das Walmdach offenbar seltener als das Giebeldach gebraucht wurde, läßt sich ästhetisch damit begründen, daß nur Giebel dem Bau eine unmißverständliche Klarheit über seinen Anfang und sein Ende geben, während das Walmdach hierin

<sup>19)</sup> H. Schleif in: 4. Olympia-Bericht (Berlin 1944) 39.

<sup>20)</sup> W. Dörpfeld, Athen. Mitt. 10, 1885, 131 ff. Taf. 5.

<sup>21)</sup> R. Bohn: Die Propylaea der Akropolis zu Athen (Berlin-Stuttgart 1882) 28 Taf. 18.



indifferent bleibt. Fallen doch seine Flächen nach allen Seiten hin gleichmäßig ab; der Baukörper wird also nicht in Lang- und Schmalseiten unterschieden. Auch liegen die beiden Enden des Firstes an keiner für den Gesamteindruck des Baues wichtigen, geschweige betonten Stelle, denn sie werden allein durch die Neigung der Dachflächen und durch die Schnittpunkte von Walm und First bestimmt. Diese Dachform ist daher gleich dem ihr zugehörigen Grundriß richtungsunbetont.

Für die starke Bevorzugung des Giebels ist noch ein technischer, konstruktiver Grund anzuführen, der allein sicher nicht ausschlaggebend war, aber dazu beigetragen haben mag, die Walmdachlösung nach Möglichkeit zu vermeiden. Fast ausnahmslos ist das antike Dachwerk ein Sparrendach, dessen Pfetten als sicheres Auflager eine Wand oder einen Giebel brauchen. Wäre bei gleicher Dachkonstruktion das Walmdach aus ästhetischen Gründen bevorzugt worden, so müßte der Grundriß von Hallen und Tempeln in eine fast unerträgliche Abhängigkeit von der Dachform geraten sein, da an Stellen, wo Gratsparren und Firstpfette zusammenstoßen, Säule oder Querwand zur Unterstützung unerläßlich waren. So ist auch aus diesem Grunde am Hauptbau des Schatzhauses von Gela nur die Giebellösung denkbar. Bei einer Raumbreite von 9,68 m konnte man nicht einen einzelnen über 10 m langen Deckenbalken des stützenlosen Innenraumes noch zusätzlich mit Gratsparren und mit einem Teil des Dachgewichtes beschweren. Anders steht es mit dem Heroon, wo gerade der Kreuzungspunkt der Innenwände eine sichere Unterlage für den Zusammenstoß der vier Gratsparren bot. — Die starke Bevorzugung des Walmdaches im heutigen Griechenland und auf dem Balkan wird konstruktiv dadurch erleichtert, daß in der Regel ein einfaches Hängewerk das Grundelement des Dachwerkes ist, das ohne Schwierigkeit mit Gratsparren belastet werden kann.

In unserer bisherigen Übersicht sind Bauten aus archaischer, klassischer und hellenistischer Zeit angeführt, die sich durch noch spätere Beispiele leicht vermehren ließen. Soweit wir sehen, hat sich in diesem Zeitraum das Verhältnis von Grundriß zu Dachform nicht gewandelt. Die Ursache für die Beibehaltung des Giebels an der Front liegt daher wohl an der in allen Perioden gleichbleibenden Grundaufgabe, die auch eine unveränderliche Lösung des Daches erheischt haben wird. Wurde doch die Mehrzahl der Tempel selbst noch in römischer Zeit stets als selbständiger und richtungsbetonter Baukörper geplant.

Obwohl aus dem bisherigen Ergebnis für die Frühzeit noch kein sicherer Schluß zu ziehen ist, wird man dennoch folgern können, daß dem Walmdach vor dem 6. Jahrhundert nur dann ein Einfluß auf die Gestaltung der Giebelfront zuerkannt werden darf, wenn in früharchaischer oder in geometrischer Zeit entweder eine andere Bauaufgabe vorgelegen hat (aus der sich allmählich der richtungsbetonte Bau über Zwischenlösungen entwickelte) oder aber, wenn es noch an dem klaren Baudenken gefehlt hat. Das Walmdach hätte dann in der Frühzeit für jeglichen Bautyp verwandt werden können.

Beide Möglichkeiten scheiden für die Zeit aus, in welcher der frühkano-



nische Tempel geschaffen wurde. Der Peripteraltempel, der in der 2. Hälfte des 7. Jahrhunderts entstand, legt eine Walmdachlösung selbst für die Rückseite nicht nahe, denn an ihm ist das Bestreben unverkennbar, beide Schmalseiten bis in den Grundriß hinein formal einander anzugleichen. So finden sich überall, wo Dachterrakotten dieser Zeit bestimmten Bauten zugewiesen werden können, vor allem Anzeichen für den Giebel: am Heraion von Olympia sind es Scheibenakrotäre, an den Tempeln vom Laphrion und Thermos Simen<sup>22)</sup>.

Gehen wir bis in die geometrische Zeit zurück, so wird freilich der rechteckige Grundriß ohne die Kontrolle durch die Dachterrakotten theoretisch vieldeutig. Über ihm ist ein flaches, abgewalmtes und ein Giebeldach denkbar. Außerdem treten andere, nicht streng beweisbare Momente hinzu. Z. B. werden für die Tempel von Dreros und Prinias flache Dächer angenommen. Nicht der Grundriß oder die Anordnung der Innenstützen sind hierfür ein unumstößlicher Beweis – die Stützen konnten auch einer flachen Decke unter einem Satteldach dienen –, sondern es wird mit Nachwirkungen der altminoischen Bautradition gerechnet<sup>23)</sup>. Landschaftliche Eigenarten müßten unter anderem mit berücksichtigt werden.

Aus der Ostpeloponnes, aus derjenigen Landschaft also, in der sich der frühkanonische Tempel entwickelt und von hier ausgebreitet haben muß, sind zwei Hausmodelle bekannt, die einen Anhalt geben, wie vorkanonische Tempel in dieser für die Folgezeit so wichtigen Gegend ausgesehen haben. Es handelt sich um die Modelle aus Argos und Perachora, die seit ihrer Auffindung im Mittelpunkt der Diskussion über den frühen Tempel stehen. In unserem Zusammenhang beschäftigt uns nur die Frage nach dem Verhältnis von der Grundriß- zur Dachform. Der Typ aus Argos gibt uns die gleiche Antwort, die wir von späteren Bauten bereits erhalten haben. An beiden Schmalseiten finden wir je einen Giebel und unter dem einen liegt der Zugang. Ähnlich wird man sich den Tempel der Hera Limenia von Perachora vorstellen dürfen. Aber auch der langgestreckte Tempel von Tiryns kann seines Grundrisses wegen nur mit einem Giebeldach ausgestattet gewesen sein. Für die gleiche Dachlösung am Tempel der Artemis Orthia von Sparta hat schon C. Weickert eine einleuchtende Begründung gegeben<sup>24)</sup>.

Mit dem Modell von Perachora aber lernen wir den Aufbau eines Typus kennen, der bisher unerwähnt blieb: Das einhüftige Apsidenhaus, das seinem Grundriß nach zu den richtungsbetonten Bauten gehört, das aber nur an der Front einen Giebel besaß und auf der Rückseite, wie nicht anders zu erwarten, mit einem Walm geschützt wurde. In der Dachausbildung muß der erste Tempel der Hera Akraia von Perachora dem Modell ebenso entsprochen haben

<sup>22)</sup> Ziegel für Walmdächer finden sich unter den zahlreichen, aber zumeist unpublizierten Beständen von Thermos. Soweit überhaupt erkennbar, werden die Gebäude, für die diese Ziegel bestimmt waren, nur auf der Rückseite einen Walm gehabt haben. Hierzu H. Koch: in *Röm. Mitt.* 30, 1915, 51 ff. Abb. 25.

<sup>23)</sup> Zu den Problemen und zur Literatur dieser Bauten: F. Matz, *Geschichte der griechischen Kunst* 1 (Frankfurt a. M. 1950) 371 f. Abb. 21 u. 22.

<sup>24)</sup> C. Weickert a. a. O. 12.



wie die prähistorischen Häuser Olympias und Thermos. Mit einem gleichen, wenn auch flacher geneigten Dach werden der Tempel D vom Laphrion, der Tempel B von Korinth und die beiden Buleuterien von Olympia bedeckt gewesen sein <sup>25</sup>).

Außerdem gibt es das mit dem oben genannten Typ eng verwandte und dennoch aufschlußreich verschiedene Kalksteinmodell von Samos mit dem Aufbau eines entwicklungsgeschichtlich älteren Typus: Ein auf beiden Schmalseiten apsidenförmig gestalteter Bau, dessen Dach folgerichtig mit zwei Walmen ausgestattet ist. Hier liegt sicher ebenso wenig zufällig wie beim Quellhaus des Ölbaumgiebels und seinen jüngeren Verwandten der Eingang exzentrisch an der Langseite, an einer 'formal' unbetonten Stelle. Und so gehört denn dieser Typus ebenfalls zu den richtungsunbetonten Bauten, deren Dachform das Walmdach ist.

Erst mit diesem Modell ist ein Hinweis darauf gegeben, daß die an den jüngeren Bauten erkannte Gesetzmäßigkeit von Grundrißtyp und Dachform sehr wahrscheinlich keine späte, erst durch lange Kunstübung entwickelte ist, sondern schon in früher Zeit verbindlich war, ja bis in vorgeschichtliche Perioden zurückzugehen scheint. Man wird deshalb trotz der wenigen Zeugnisse annehmen dürfen, daß schon lange vor dem 6. und 7. Jahrhundert für den richtungsbetonten Bau zum mindesten an der Front der Giebel, für den richtungsunbetonten das Walmdach vorherrschend gewesen ist. Die Erwägung, es fehlte noch an dem gleichen klaren Baudenken wie später, findet im archäologischen Material bisher keine Stütze. Damit kommt dem Gedanken, auf geometrischen richtungsbetonten Rechteckbauten hätte es allseitig abgewalmte Dächer gegeben, die überdies die spätere Tempelarchitektur beeinflußt haben sollten, nur noch eine sehr geringe Wahrscheinlichkeit zu.

Man ist zu diesem Schluß um so mehr berechtigt, als selbst das einhüftige Apsidenhaus gegen eine solche Annahme spricht, denn an ihm bleibt der Walm auf die von allen Seiten vergleichsweise unbedeutendste, auf die Rückseite beschränkt. Er ist offenbar gleich der Apsis nur das Relikt früherer Bauformen. In unserem Zusammenhang ist es gleichgültig, ob wir in dieser Mischform eine Übergangsstufe vom Oval- zum Rechteckbau oder einen Einfluß des Rechteckbaues auf das Ovalhaus sehen wollen. Beides hätte sich, da die Typen schon in prähistorischer Zeit zu finden sind, viel zu früh angebahnt, als das sich an der Tempelfront die Erinnerung längst vergangener Walmdachhäuser bis ins 7. Jahrhundert erhalten haben könnte.

Nicht weniger wichtig ist für unsere Frage die Tatsache, daß Giebel und Eingang sich bereits in geometrischer und subgeometrischer Zeit verbinden, was einem naheliegenden, rein praktischen Zweck entsprach. Während bei Walmdachhäusern, wie dem von Samos, der Regen vom Dach vor dem Eingang abfloß, und deshalb die Gefahr bestand, daß er durch die Tür ins Innere des Baues drang, hatte die Giebellösung den Vorteil, das von Dach ablaufende Wasser dem Eingang fernzuhalten. Diese Aufgabe ist dem Giebel zu allen Zeiten ge-

<sup>25</sup>) Gegen W. Dörpfelds Ansicht (Olympia 2, Die Baudenkmäler [Berlin 1892] 76), beide Buleuterien wären auch über dem Eingang mit einem Walmdach bedeckt gewesen, argumentiert schon sehr richtig A. Bötticher, Olympia<sup>2</sup> (Berlin 1886) 230.



blieben und erklärt, weshalb er schon früh zu einem architektonischen Zeichen der Eingangsfront wird<sup>26)</sup>.

Daß Eingang und Giebel nicht nur dann zusammengehören, wenn es sich um den Zugang zu einer Raumreihe handelt, ließe sich sogar durch ein sehr frühes Beispiel, durch das Speichermodell von Melos, belegen. Besonders erfolgreich aber ist der Säulenportikus geworden, der sich am Erechtheion, einem Rechteckbau, ebenso findet, wie an einem Rundbau, dem Pantheon, und bis in die neueste Zeit als Portalschmuck wiederkehrt. Selbst hier ist der praktische Zweck, den eigentlichen Zugang vor der Witterung zu schützen, nicht verloren gegangen, doch reicht diese Deutung allein nicht aus. Weshalb hier Giebel über kürzeren als breiten Hallen liegen, wird verständlich dadurch, daß Eingang und Giebel seit früher Zeit als Einheit empfunden worden sind.

Die anfänglich gestellte Frage, ob das Walmdach an der Entstehung des Tempels einen Anteil gehabt haben kann, scheint damit zum großen Teil beantwortet. Wie sich an den Apsidenhäusern herausstellte, ist es zu einer betonteren Architektursprache nicht ausgenutzt worden, sondern es ist gerade dort, wo sich ein Anlaß dazu geboten hätte, am Eingang nämlich, ersetzt worden durch den Giebel. Das Walmdach gehört daher zu einer Art Sekundärarchitektur und bleibt nicht zufällig auf einen engen Kreis von Grundrißlösungen beschränkt, ganz im Gegensatz zum Giebeldach, das zunächst an dem richtungsbetonten Bau aus praktischen Gründen entstand, in späterer Zeit aber für sehr unterschiedliche Gebäudetypen vorgezogen wurde. So wäre ein Walmdach am Tempel nur noch dann anzunehmen möglich, wenn dessen Grundriß ursprünglich von ganz anderem Typus gewesen ist. Doch, wie die Beispiele von Thermos und Tiryns lehren, war dies nicht der Fall. Es ist hieraus vielmehr zu folgern, daß die Tempelfront von Anfang an mit einem Giebel ausgezeichnet war und daß dieser das überhaupt früheste kanonische Glied der dorischen Tempelarchitektur ist.

Mit dieser Behauptung kehren wir zum Horizontalgeison zurück. Da gesagt wurde, daß das Mutulengeison sich allein aus der Satteldachkonstruktion des frühen Tempels erklärt, weshalb es ursprünglich nur an der Langseite erscheinen konnte, so muß eben dasjenige Glied, welches zu der Walmdachtheorie den Anlaß gegeben hat, das Horizontalgeison, an den frühen Tempeln mit ihren Holzgebälken noch gefehlt haben.

Nun stützt sich die Walmdachtheorie nicht allein auf das in Frage gestellte Bauglied, sondern auch auf bestimmte Dachterrakotten, die angeblich auf ein frühes Walmdach hindeuten. So ließe sich einwenden, daß die Dachterrakotten vom Laphrion gegen unsere Theorie sprechen, unter denen sich Stücke fanden, die nicht einen Dachrand geschmückt, sondern – wie E. Dyggve richtig erkannte – auf der Basis des Tympanonfeldes gelegen haben<sup>27)</sup>. Hier-

<sup>26)</sup> Beide genannten Modelle zeigen überdies, daß der Giebel allein als Betonung der Front nicht genügte. Die vorgesetzte Terrasse einerseits, die Verdoppelung der Säulen in Verlängerung der Längswände andererseits gehen über bloße Zweckmäßigkeit hinaus. Beide Lösungen, so verschieden sie sind, heben die Eingangsfront zusätzlich hervor.

<sup>27)</sup> Hierzu gehören Fragmente, die zum Dach des Tempels B2 gerechnet werden (E. Dyggve a. a. O. 317 Abb. 289) und vor allem die des 'roten Daches' (ebenda, Taf. 21 O-T; Rekonstruktion 317 Abb. 288).



aus folgte er, daß sich dieser Befund am ehesten aus dem 'genetischen Einfluß' des Walmdaches auf die Tympanonbasis erklärt<sup>28)</sup>. Nach unseren Darlegungen aber wird es fraglich, ob man allein der Terrakotten wegen ein archäologisch sonst nicht nachweisbares Walmdach am Tempelbau fordern muß.

Die Metopen von Thermos waren durch zwei Zapfen auf ihrer Oberseite mit einem darüber liegenden Bauglied verbunden. Dies konnte auf der Traufseite nur die Randpfette gewesen sein, an den Fronten ein dieser Pfette an Größe und Tiefe etwa entsprechender Balken, der über dem Triglyphon lag und in den die Frontmetopen eingezapft waren. Dieser Balken war außerdem ganz unentbehrlich als Basis der Giebelwand, auf der die First- und Zwischenpfetten ruhten. Die Wand mußte dementsprechend massiv als Fachwerk oder als Lehmziegelmauer gebaut gewesen sein. Die Tympanonbasis durfte daher an der Front des frühen Tempels nicht fehlen und so bedarf es zu ihrer Deutung des Walmdaches nicht.

Wie auch immer die Tympanonwand angelegt war, es fehlte nicht an der Möglichkeit, vor ihr tönerner Zierglieder aufzustellen, wenn sie nur um ein geringes hinter die Front ihres Basisbalkens zurücktrat. Dann auch konnte der Gedanke, den Schmuck des Dachrandes am Giebel zu wiederholen, nicht sehr fern gelegen haben, weil mit diesen Zierleisten der gleiche Schutz für die Tympanonbasis wie für das Dach mit der Ziegeleindeckung erreicht wurde<sup>29)</sup>.

Statt diesen Giebelschmuck auf einen nicht faßbaren früheren Entwicklungszustand zurückzuführen, möchte ich viel lieber in ihm den Keim kommender Entwicklung sehen, der einerseits zur Giebelplastik, andererseits dazu führte, die architektonische Lösung der Traufseite an der Front zu wiederholen. Denn diese erste, noch ganz naive Lösung vom Laphrion hielt später einem entwickelteren und geschärften Kunstsinn nicht mehr stand. Wie die jüngeren Tempel lehren, füllt sich das Giebelfeld mit Figuren, deren Basis das Horizontalgeison wird. An diesem hat man nur die ursprünglich konstruktive, am Steinbau tektonische Form des Traufgeisons wiederholt; die hier widersinnig werdenden Traufziegel aber ließ man fort, im Gegensatz – so ließe sich weiter folgern – zu Sizilien, wo das Traufgeison einschließlich der Traufsima, wenn auch in der Regel ohne Wasserspeier<sup>30)</sup>, für die Giebelfront übernommen wurde.

Mit dieser Deutung geraten wir nun in Widerspruch zu einer auf W. Dörpfeld zurückgehenden Ansicht, die gerade in den sizilischen Dachterrakotten den untrüglichen Beweis sah, daß das ursprüngliche flache Tempeldach über das Walmdach sich recht spät zum Giebeldach entwickelt habe<sup>31)</sup>. Man glaubte,

<sup>28)</sup> E. Dyggve a. a. O. 315: 'Zur Entstehung des Dreieckgiebels'.

<sup>29)</sup> E. Dyggve a. a. O. 323 erwägt diesen Gedanken und meint, dies würde eine bestechend einfache Erklärung sein.

<sup>30)</sup> Nur aus Rhegion ist die Sima eines Horizontalgeisons mit Wasserspeiern bekannt. E. D. van Buren, *Archaic fictile Revetments in Sicily and Magna Graecia* (London 1923) 104 Nr. 6 Abb. 37.

<sup>31)</sup> Dieser Gedanke wurde von W. Dörpfeld erstmalig geäußert (*Olympia 2, Die Baudenkmäler* [Berlin 1892] 55). Von H. Schleif wurde er zu einer Theorie ausgebaut (*Korkyra 1, Der Artemistempel* [Berlin 1940] 55 f.), die von H. K. Süßerott (*Olymp. Forsch. 1* [Berlin 1944] 110 ff.) nochmals erweitert wurde.



in der um den ganzen Bau gehenden Terrakottaverkleidung und der Sima hätte sich der umlaufende Traufbord eines Walmdaches rudimentär bewahrt, weshalb nach H. Schleif<sup>32)</sup> 'sich der Giebel über die Fronten als neues, allein aus der Konstruktion entstandenes Element' drängt. Dieser bleibt seiner Meinung nach 'zunächst unbeachtet und wird nicht organisch eingegliedert, denn aus der Epoche des Walmdaches wird das horizontale Geison und die rings umlaufende Traufe unverändert beibehalten, obwohl beide nun unter dem Giebel technisch sinnlos geworden sind'; und weiter heißt es, der Giebel teile damit 'das Schicksal aller konstruktiven technischen Erneuerungen, die auf eine stilistisch bereits festgelegte Einheit stoßen'.

Sieht man davon ab, daß die postulierte Walmdachperiode weder in griechischer noch in prähistorischer Zeit recht nachweisbar ist, so besteht doch außerdem ein bisher unbeachtet gebliebener Widerspruch zwischen dieser Folgerung aus dem sizilischen Dach und dem Befund. In diesem Zusammenhang ist es nicht unwichtig, daran zu erinnern, daß es das völlig gesicherte Dach des Geloer Schatzhauses war<sup>33)</sup> und nicht etwa das des Tempels C von Selinunt mit seinem vermeintlichen Knickgiebel<sup>34)</sup>, das den Anlaß zu dieser Theorie bot. Um so merkwürdiger aber ist es, daß am Giebel dieses Schatzhauses die Traufsima mit ihrer Terrakottaverkleidung an der Ecke nicht auf das Horizontalgeison übergreift, sondern sich unmittelbar mit der ansteigenden Giebelsima verbindet. Soweit es sich um die Sima handelt, wird man auf die konstruktiven Schwierigkeiten hinweisen wollen, die hier Dach und Ecke bieten und die diese Lösung veranlaßten<sup>35)</sup>. Doch fehlt es an jeglicher Begründung dafür, weshalb auch die Terrakottaverkleidung des frontalen Geisons von der des Schräggeisons überschritten wird, wenn dieses Glied auf ein Walmdach zurückgehen soll. Der unvoreingenommene Eindruck kann nur der sein, daß der Terrakottaufbau des Horizontalgeisons nachträglich in einen schon vorhandenen Giebel eingezwängt wurde. In Übereinstimmung mit unseren bisherigen Überlegungen ergibt sich daraus nur: daß dieses auch sonst aus der Holzkonstruktion unerklärliche Horizontalgeison eine späte Zutat sein müsse<sup>36)</sup>.

Unser Bild von der Front eines frühkanonischen Tempels bleibt freilich im Vergleich zu kanonischen Lösungen befremdlich. Die Veränderung jedoch, die wir an ihr vornehmen, ist viel geringer als diejenige, welche Walmdach- und Flachdachtheorie verlangen, die ein so wesentliches Glied wie den Giebel am frühen Tempel verneinen müssen. Dieser bleibt in unserer Vorstellung unan-

<sup>32)</sup> Korkyra 1, 55.

<sup>33)</sup> Das freilich in Olympia Tafelband 2 (Berlin 1896) Taf. 41,2 noch falsch ergänzt ist. Man hatte angenommen, daß die Verkleidungsplatten des Schräggeisons von denen des horizontalen Geisons an der Ecke abgeschnitten werden. Nachdem E. Buschor, Athen. Mitt. 47, 1922, 98 und C. Weickert a. a. O. 89 f. bereits diese Rekonstruktion in Zweifel gezogen haben, wies H. Schleif in: Olymp. Forsch. 1 (Berlin 1944) 96 nach, daß die Verkleidungsplatten des Schräggeisons die des Horizontalgeisons überschneiden.

<sup>34)</sup> E. Gäbrici, Mon. Ant. 35, 1933, 178 ff. Taf. 25.

<sup>35)</sup> Siehe hierzu C. Weickert a. a. O. (Anm. 13) 90.

<sup>36)</sup> Allerdings sind damit diese Dachterrakotten, vor allem die Verkleidungsplatten, nicht erklärt. Diese lassen sich, wie ich in einem anderen und auch größeren Zusammenhang nachzuweisen hoffe, nicht von der Dachform, sondern nur von der Dacheindeckung her verständlich machen.



getastet; das Traufgeison aber mit seinen Nagelplatten endet an der Giebel-  
ecke, und – im Gegensatz zur klassischen Lösung – liegt über dem Triglyphon  
kein horizontales Mutulengeison sondern nur ein Balken: die Tympanonbasis.  
Diese trat entweder gar nicht oder, wie bei den unteritalischen Tempeln, nur  
unwesentlich vor die Flucht vor. Der Unterschied von Traufgeison und Tym-  
panonbasis ist hier also ganz aus der Konstruktion heraus verstanden.

In diesem Unterschied aber darf der eigentliche Anstoß, die Seiten des  
Baues bis in die Geisonzone hinauf formal anzugleichen, um so eher gesehen  
werden, als ein solcher Ausgleich schon am frühkanonischen Peripteraltempel  
durch die gleichförmige Wiederkehr von Säule, Architrav und Triglyphenfries  
angestrebt war. Verhinderte hier noch das konstruktive Gefüge den vollkom-  
menen Ausgleich, so war er nun am Steinbau erreichbar, weil die Glieder mit  
der Umwandlung in Stein größtenteils ihren ursprünglich konstruktiven Sinn  
einbüßten und untereinander nur noch formal zusammenhingen. Für den  
Ausgleich gab es jedoch zwei Möglichkeiten, entweder das Traufgeison auf die  
Front oder die Tympanonbasis auf die Langseiten zu übertragen. Das später  
kanonisch gewordene Horizontalgeison, das die Formen des Traufgeisons ein-  
fach wiederholt, besagt, daß im Mutterland die Langseite für den Aufbau der  
Front entscheidend wurde.

Will man die bisher unerklärten und nur als Ausnahme gewürdigten  
Tempel Unteritaliens (s. S. 126) mit in diese Überlegungen einbeziehen, so  
müßte für sie die umgekehrte Lösung gewählt worden sein, indem nicht die  
Langseite sondern die Front vorbildlich wurde. Tritt doch bei ihnen an Stelle  
des Horizontalgeisons eine breite, profilierte, über das Triglyphon wenig vor-  
ragende Steinleiste, in der wir die am Holzbau zu fordernde Tympanonbasis  
wiedererkennen. Schon R. Koldewey und O. Puchstein knüpften vor 70 Jahren  
an diese Abweichung vom Kanon die Vermutung, es hätte sich an diesem Tem-  
pel ein altdorischer Zug erhalten<sup>37)</sup>. Auch ihnen drängte sich die Folgerung  
auf, Flach- und Walmdach könnten für den Aufbau des Tempels keine Bedeu-  
tung gehabt haben. Dieser Meinung geben unsere Überlegungen recht.

Da es jedoch darum ging, die Seiten des Tempels formal einander anzu-  
gleichen, ist nicht zu erwarten, daß an den achäischen Tempeln sich eine be-  
sonders wortgetreue Nachbildung frühkanonischer Formen erhalten hat, um  
so weniger, als nur der Aufbau des Cerestempels von Paestum (eines schon  
späten, am Ende des 6. Jahrhunderts entstandenen Tempels) genau bekannt  
ist<sup>38)</sup>. In ihm darf allenfalls die Endstufe einer voraufliegenden und von der  
des Mutterlandes abweichenden Entwicklung gesehen werden<sup>39)</sup>.

Fragt man danach, welche Konsequenzen die Wahl der Lang- und die der  
Schmalseite für den Gesamtaufbau des steinernen Tempels nach sich zieht, so  
wird deutlich, daß nur mit der Entscheidung für die Langseite die Möglichkeit  
gegeben war, sämtliche Glieder bis ins Detail hinein für den Aufbau zu erhal-

<sup>37)</sup> R. Koldewey und O. Puchstein a. a. O. (Anm. 6) 221.

<sup>38)</sup> F. Krauß, Die Tempel von Paestum I, 1. Lieferung (Berlin 1959).

<sup>39)</sup> Daß eine eigene Entwicklung vorlag, geht aus Dachterrakotten hervor, die der 'Ba-  
silika' am gleichen Ort zugeschrieben werden, und die eine andere Lösung verlangen  
(s. Anm. 42).



ten. Das Mutulengeison wird am kanonischen Tempel im besonderen Maße dadurch an den Gesamtaufbau geknüpft, daß es nicht nur durch Lage und Breite mit dem Triglyphon, sondern durch seine Nägel auch noch mit der Regula des Architraves verbunden ist. Erst damit ist eine formale Klammer geschaffen, die alle drei Glieder zu einer Einheit zusammenschließt. Tānie und Regula werden ursprünglich ebenfalls konstruktive Glieder gewesen<sup>40)</sup> und daher schon an der Front des frühkanonischen Tempels vorgekommen sein, obwohl an ihr das korrespondierende Glied, das Horizontalgeison, noch gefehlt hat. So gesehen, ist die Veränderung am mutterländischen Steinbau gering gewesen. Ohne Verlust an tektonischen Formen – und nur mit Hinzufügung des Mutulengeisons an der Front – ließ sich der Gleichklang zwischen Trauf- und Giebelseite herstellen.

Zu ganz anderen, weiterreichenden Umgruppierungen zwingt die Front, sobald sie vorbildlich für alle Seiten werden soll. Da die Tympanonbasis sicher anders als das Mutulengeison aussah, fehlte schon hier das formale Antwortspiel zwischen Regula und Mutulus. Die Umformung am Cerestempel ist also durchaus konsequent, wenn an ihm Mutulengeison und Tānie mit Regula verschwunden sind. Hieraus ergibt sich auch ein Verständnis für das Kassettengeison. Nach seiner konstruktiven Herkunft zu fragen<sup>41)</sup>, scheint in unserem Zusammenhang weniger wichtig als die Überlegung, welche Geisonform gleich gut für das Trauf- und das ansteigende Giebelgeison geeignet wäre. In der neutralen, ausgeglichenen Form quadratischer Kassetten ist eine, wenn auch gewiß nicht die einzige Lösung gefunden worden. In ihr aber wird das gleiche Bestreben nach Gleichklang im Aufbau des Baukörpers deutlich wie bei den mutterländischen Tempeln.

Beide Lösungen unterscheiden sich nur im Ausgangspunkt und es ist wichtig, daß beide den Giebel nicht antasten. Damit ist zugleich die Möglichkeit gegeben, die achäischen Tempel in die allgemeine Entwicklung des dorischen Tempelbaues einzuordnen, eine Möglichkeit, welche Walm- und Flachdachtheorie vermissen lassen.

Tiefere Ursachen hat sicherlich der unterschiedliche Ausgangspunkt in beiden Landschaften. Kaum zufällig hat man im Mutterland mit der Entscheidung für die Langseite zugleich den tektonischen Aufbau im ganzen bewahrt, während in der Bevorzugung der Front eher ein altitalischer Zug sich anzeigt, der auch sonst sich nachweisen ließe in der Art, wie im unteritalischen Raum tektonische Glieder dekorativ verwandelt und aus dem ursprünglichen Zusammenhang gerückt werden<sup>42)</sup>.

Trotz allem ist damit die Frage, wie es zu dieser Aufspaltung des dorischen Stiles hatte kommen können, nur teilweise beantwortet. Ganz entscheidend

<sup>40)</sup> A. v. Gerkan a. a. O. (Anm. 10) 7.

<sup>41)</sup> So E. Dyggve a. a. O. 311, der das Kassettengeison aus der Dachkonstruktion etruskischer Tempel erklärt (ebda. 312 Abb. 284).

<sup>42)</sup> Hierfür ließen sich gerade Dachterrakotten anführen. Z. B. die Terrakottaplaten von der 'Basilika' in Paestum mit ihren Scheinwasserspeiern an einer für sie unbrauchbaren Stelle (F. Krauß a. a. O. [Anm. 12] Abb. 19 u. 20); noch auffallender die Terrakotten vom Apollontempel bei Crimisa (P. Orsi, *Templum Apollinis Alaei* [Rom 1933] 61 ff. Taf. 8), wo das Motiv der Regula mit Nagelköpfen mehrstöckig und sogar an den Antefixen wiederkehrt!



wichtig wäre es, den Aufbau des Tempels A vom Laphrion genau zu kennen. Erweist sich nämlich die Zuweisung der Steingeisa und der Metopengruppe 1 als richtig, so wäre schon innerhalb des korinthischen und damit des mutterländischen Kunstkreises – wenn auch nur vorübergehend – die Aufspaltung vollzogen worden, und die achäischen Baumeister hätten nur einer der beiden Lösungen den Vorzug gegeben. Schließt man aber die Metopen aus, so wird zweifelhaft, ob der Tempel überhaupt mit Frontsäulen ausgestattet gewesen ist. Er könnte ebenso ein Megaron wie der Tempel von Gaggera gewesen sein, an dem Metopen und folgerichtig am Geison die Mutuli fehlen. Dasjenige vom Tempel A gleicht in der Grundform dem für triglyphenlose Bauten eigentümlichen Nasengeison. Verdächtig ist, daß von diesem nicht allzu kleinen Tempel außer dem Fundament sich nichts anderes erhalten hat als eine große Zahl seiner Dachterrakotten und seiner Geisonsteine, während von seinen Säulen, Triglyphen und aufgehenden Mauern keine Spur blieb.

Die Frage, von welcher Entwicklungsstufe an das Horizontalgeison am Tempel möglich wird, ist schon damit beantwortet worden, daß es nur am steinernen, nicht am hölzernen Tempel angelegt gewesen sein kann. Bei der Umwandlung von Holz in Stein wurde ja vor allem das Dach betroffen, dessen Sparren nun nicht mehr über das Triglyphon ausladen, sondern in den Geisonblöcken der Traufseite verankert sind. Die Aufgabe, die oberen Gebälkteile vor Witterungen zu schützen, übernimmt jetzt die auf ihrer Unterseite mit Mutuli geschmückte Steinplattenreihe. Technisch konnte es nicht schwierig sein, diese Platten um den ganzen Bau herumzuführen. So ließe sich übertrieben sagen, daß das Horizontalgeison an der Front das überhaupt einzige echte Glied einer Steinarchitektur am dorischen Tempel ist.

Daß die frühesten Steintempel bereits ein solches Geison besaßen, ist damit noch nicht bewiesen. Nicht ausgeschlossen ist es, daß die kanonische Lösung erst mit einem größer werdenden zeitlichen Abstand von der herkömmlichen Holzkonstruktion heranreifte. Freilich bleibt dieser Gedanke vorerst nur eine, wenn auch erwägenswerte Möglichkeit. Am Artemistempel von Korkyra entspräche eine vor das Triglyphon allenfalls nur unwesentlich vortretende Tympanonbasis dem flachen Giebelrelief weit besser als das rekonstruierte, stark ausladende Horizontalgeison mit seiner schräg ansteigenden Oberseite, die überdies durch Funde nicht gesichert ist<sup>43</sup>). Doch läßt sich dieser Gedanke hier innerhalb unseres notwendig eingeschränkten Themas nicht weiter verfolgen.

In diesem Beitrag wurde versucht, eine Antwort auf die Frage zu finden, ob dem Horizontalgeison außer seiner formalen Bedeutung für die dorische Ordnung noch eine andere, im Sinne der Walmdachtheorien, zukommt. Eine allgemeine Umschau über die Bautypen in der Antike lehrte, daß das Walmdach weder in klassischer noch in früherer Zeit eine wesentliche Bedeutung besessen hat. Im Gegenteil stellte sich heraus, daß nicht nur dem Tempel mit

<sup>43</sup>) H. Schleif in: Korkyra 1 (Anm. 31) 58: 'für die Wiederherstellung des Horizontalgeisons fehlt zunächst jeder Anhaltspunkt...'. Bisher läßt sich nur an einem Schatzhaus in Olympia, vermutlich dem von Syrakuz, ein horizontales Giebelgeison mit ansteigender Oberseite belegen (VII. Bericht über die Ausgrabungen in Olympia 29 ff. Taf. 7 u. 11).



seinem richtungsbetonten Grundriß schon früh das Giebeldach eigen ist. Der frühkanonische Tempel konnte deshalb nur einen Giebel, aus konstruktiven Gründen aber noch kein Horizontalgeison haben. An dessen Stelle lag über dem Fronttriglyphon eine Tympanonbasis, die zugleich das Auflager für die Giebelwand bildete. Trauf- und Frontseiten eines solchen Tempels waren also nur bis zum Triglyphenfries hin gleich, darüber hinaus noch verschieden. Einen Hinweis für die Richtigkeit unserer Überlegungen gaben die achäischen Tempel, denen das Horizontalgeison fehlt. Die unterschiedlichen Lösungen im Mutterland und in Unteritalien wurden darauf zurückgeführt, daß bei der Umsetzung von Holz in Stein für die mutterländischen Tempel die Langseite, für die achäischen aber die Front vorbildlich wurde.

Auch mußten die für die Walmdachtheorie wichtigen sizilischen Dachterrakotten und diejenigen vom Laphrion neu, wenn auch keineswegs erschöpfend interpretiert werden<sup>44)</sup>. Gegen die Flachdachtheorie ist nur insoweit Stellung bezogen worden, als sie sich in ihrer Argumentation auf das Horizontalgeison stützt.

Treffen unsere Überlegungen zu, so ist das Walmdach als Erklärung für die Entstehung des dorischen Stiles auszuschließen, und der Gedanke wird unhaltbar: An der Giebelfront hätte sich ein konstruktiv widersinnig gewordenes Glied aus Zeitläuften behaupten können, die – wie die Modelle aus Argos und Perachora lehren – von einer durch Tradition formal gebundenen Architektur noch allzuweit entfernt waren. Die Verwandtschaft des Horizontalgeisons mit dem der Traufseite beruht daher nicht auf einem gemeinsamen bautechnischen Ursprung. An der Front konnte es erst erscheinen, als der Aufbau des dorischen Tempels selbst reine Kunstform wurde.

---

<sup>44)</sup> Die Gründe hierfür sind schon in Anm. 36 angedeutet, sie sind zugleich eine Entschuldigung dafür, daß dem Beitrag keine zeichnerische Rekonstruktion der frühkanonischen Front beigelegt wurde. Für sie müßten jedoch auch noch andere Glieder neu untersucht werden, ein Unterfangen, das über den hier gesteckten Rahmen weit hinausführt.